

## Eine neue Idee der Universität

*Beitrag von HRK-Präsident Prof. Dr. Peter-André Alt, März 2019*

Die Universität muss heute die wachsende Vielfalt ihrer Aufgaben und Mitglieder bewältigen. Wo ihr das gelingt, wird sie zum Vorbild für die Gesellschaft.

In Umberto Ecos Roman "Der Name der Rose" begegnen William von Baskerville und sein Schüler Adson von Melk dem teuflisch hässlichen Salvatore, der ein wirres Gemisch von Sprachen spricht. Alle Idiome Europas haben sein Hirn durchzogen, bei allen bedient er sich, indem er spanische, italienische, französische und lateinische Brocken zusammenwirft. Er redet, so konstatiert Adson, im Stadium "der primären Konfusion" wie am ersten Tag nach der Sprachverwirrung Babylons. In seinen Sätzen gibt es keine Grammatik, keine Regeln: "Es war, wie wenn seine Zunge gleich seinen Zügen zusammengeflickt worden wäre aus Teilen und Stücken anderer Zungen."

Unter der scheinbar unsortierten Sprachoberfläche schimmert allerdings die Dominanz des Lateinischen durch. Italienisch, Spanisch und Französisch sind 1327, in dem Jahr, da die Handlung des Romans sich zuträgt, dem Latein noch eng verwandt. So spricht Salvatore wirr, aber zugleich im Bann des gelehrten Diskurses, aus dem er sich seine Redebrocken leiht. Die Priorität des Lateinischen galt für die Klöster ebenso wie für die Universitäten. Die Universitäten des mittelalterlichen Europas waren internationale Institutionen, und die Studenten kamen aus unterschiedlichsten Ländern. Unterricht und

Lektüre folgten einer lingua franca, der gegenüber die Nationalsprachen nachrangig blieben - sie dienten allein der alltäglichen Verständigung.

Bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts bildeten an den meisten Universitäten nicht die Fächer, sondern die Herkunftsländer der Studenten und Scholaren das Leitprinzip der Organisation. An der 1170 gegründeten Pariser Universität gab es ab 1249 vier Nationes, die Großgruppen für die Fakultäten konstituierten: Gallikaner (einschließlich der Griechen, Italiener, Spanier und Araber), Picarden, Normannen und Engländer (zu denen auch die Deutschen zählten). Jede dieser Nationenfakultäten agierte selbständig und bestimmte aus ihrer Mitte einen Prokurator als Vorsteher. Die vier Prokuratoren wählten ihrerseits den Rektor, was den internationalen Charakter der Universität unterstrich.

Entscheidender als das jeweilige Fach war die Repräsentanz der Nationen, deren Rolle für den Wahlakt entscheidendes Gewicht hatte. Statt über den Kanon der Fächer definierte sich die Pariser Universität über die vielzähligen Heimatländer ihrer Mitglieder. Das änderte sich nur wenige Jahre später, als die Disziplinen größeres Selbstbewusstsein entwickelten und den Anspruch erhoben, ihre wissenschaftlichen Interessen auch auf rechtlich-organisatorischer Ebene zur Geltung zu bringen. Die Vertretung der disziplinären Lobby war fortan wichtiger als der Querschnitt der europäischen Herkunftsländer, der im allerersten Entwurf der Universitätsverfassung hohe Geltung besessen hatte. Man sollte sich jedoch an dieses ursprüngliche Modell erinnern, wenn es um die Frage nach dem Selbstbild einer Institution geht, die im Laufe ihrer Geschichte zunehmende Schwierigkeiten hat zu erklären, was sie eigentlich ist.

Die heutige Universität befindet sich auf der Suche nach ihrem Selbst. Hierzu schwankt sie zwischen der Berufung auf das alte Humboldtsche Ideal und der Einsicht, dass sie sich längst von ihm entfernt hat. Peter Strohschneider diagnostizierte vor einigen Jahren eine "Überdehnung" der Universität in quantitativer Dimension, in Hinblick auf Erwartungen und in Bezug auf ihren Begriff generell. Im Hintergrund steht nach Strohschneider ein "Leistungsparadox": Universitäten sollen alles können, von der Grundlagenforschung bis zum Entrepreneurship, von der engmaschigen Betreuung von immer mehr Studenten bis zur Erhaltung ihrer internationalen Konkurrenzfähigkeit, von der Drittmittelinwerbung bis zur genauen Supervision ihrer Projektsteuerung, von der leistungsorientierten Governance bis zur Erzeugung institutioneller Kohäsion in den divers ausgebildeten Personengruppen ihrer Mitgliedschaft, von Entwicklung und Technologietransfer bis zur professionellen Öffentlichkeitsarbeit im Blick auf die Bringschuld gegenüber einer sie finanzierenden Gesellschaft.

Der Befund der Überdehnung von Aufgaben und Erwartungen gilt nicht nur für deutsche, er betrifft auch zahlreiche europäische Universitäten. Der Erweiterungsprozess verlief relativ kontinuierlich, seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Er entfernte die Universitäten von ihren klösterlichen Ursprüngen, aber er schränkte zugleich die Geltung des Humboldtschen Ideals - die Einheit von Forschung und Lehre - maßgeblich ein. Dessen Programm beruhte entscheidend auf der überschaubaren Größe akademischer Unterrichtsgruppen, auf hoher Selektivität und elitärem Anspruch. Wenn heute in vielen Ländern mehr als fünfzig Prozent eines Jahrgangs eine Universität besuchen,

dann ist die mit dieser Institutionsform ursprünglich verbundene Exklusivitätsanmutung verloren.

Mittlerweile haben wir uns vom alten System nicht nur durch die schiere Größe der Universitäten entfernt. Die europäischen Hochschulen orientieren sich seit der Bologna-Reform an einem Kompetenzkonzept, das berufsqualifizierend und nicht mehr primär wissenschaftsausgerichtet ist. Zwar hält man formal an Humboldts Ideal der Forschungsbasierung akademischer Lehre fest, jedoch entspricht selbst das fortgeschrittene Masterstudium weder dessen Eliteanspruch noch dem Primat der Denkform gegenüber dem Material. Wissenschaft ist zwar weiterhin das Medium der lehrhaften Vermittlung des Stoffs, aber es geht durch die Ausrichtung am Kompetenzprinzip um Berufsbefähigung und nicht um eine allgemeine, berufsindifferente Schulung qua wissenschaftlicher Methodik.

Umgekehrt ist seit dem Beginn der technischen Moderne auch die Wissenschaft selbst aus dem Schatten des Exklusiven herausgetreten. Helmut Schelsky stellte schon 1963 fest, die wissenschaftliche Denkhaltung sei "zur Substanz des praktischen Lebens heute selbst geworden und damit an sich keineswegs mehr Träger einer sich über das praktische Leben und seine Zweckanforderungen erhebenden Bildung, wie es das klassische Universitätsideal sich vorstellt."

Das führt zu der Frage, was an den Platz dieses klassischen Ideals getreten ist. Die Universitäten sehen zwar, welchem Wandel ihr Selbstbild unterliegt, aber sie haben noch kein wirklich neues definiert. Wer ein Modell für die

Selbstbeschreibung der gegenwärtigen Universität sucht, findet es weder in der Exklusivität noch im intellektuellen Milieu. Es gibt keinen spezifischen "Stil" der Universität, keine "Haltung", die sie vermittelt; und es existiert keine genau beschreibbare Perspektive auf Ideale der Persönlichkeitsbildung oder der geistigen Reflexionskultur. Die Wirklichkeit der gegenwärtigen Universität hat selbst in Cambridge, Princeton oder Harvard nichts mit diesen Begriffen, Werten und Konzepten zu tun. Wo aber liegen die Anknüpfungspunkte für eine Neubestimmung ihres Selbstbildes?

Unübersehbar ist, dass das Besondere der gegenwärtigen Universität in ihrer komplexen Organisationsleistung besteht. Sie muss heute Formen der Stoffvermittlung, der Mentorierung und Supervision etablieren, die für große Studentenzahlen funktionieren. Sie muss intensiver vorbereiten auf das, was erwartet wird, gründlicher erklären, wie Stoffe zu lernen, Methoden anzueignen, Forschungsliteratur zu studieren, Urteilsstrukturen zu bilden sind. Sie muss mit heterogenen Biographien umgehen und mit ungleichen Informationsständen arbeiten. Sie hat zu gewährleisten, dass Menschen unterschiedlicher sozialer, ethnischer und religiöser Herkunft, Menschen verschiedenen Geschlechts und Alters mit sehr unterschiedlichem Vorwissen und weit voneinander abweichenden Kompetenzen ein Studienprogramm erfolgreich durchlaufen können. Sie hat sicherzustellen, dass wissenschaftliche Arbeit in großen Teams mit Mitgliedern aus aller Welt gelingt. Sie hat Interdisziplinarität, gelegentlich sogar Transdisziplinarität zu ermöglichen, indem sie Begegnungen der Fächer fördert. Wo die gegenwärtige Universität Forschung und Lehre erfolgreich organisiert, schafft sie in viel stärkerem Maße als ihre Vorläuferinstitutionen Strukturen sozialer und geistiger Interaktion.

Die alte Universität des späten Mittelalters und der Renaissance war ähnlich vielfältig, was ihre aus aller Welt stammenden Mitglieder betraf. Denn es gab keine einheitliche Vorbildung und keine kohärenten Curricula. Aber es existierte ein nur schmaler Kanon zu studierender Texte, und die Zahl derjenigen, die sie sich aneigneten, war verschwindend gering im Verhältnis zu den riesigen Gruppen, die heute in Europas Universitäten Seminare, Laborteams, Kollegs und Auditorien bilden.

Diese Gruppen zu etablieren und die Vielfalt ihrer Mitglieder im Blick auf Herkunft und Status produktiv zu machen, ist eine enorme Aufgabe. Bei ihrer Bewältigung hilft, dass es um moderne Wissenschaft und deren besondere Organisation geht. Wissenschaftliche Arbeit läuft heute bevorzugt im Kollektiv ab. Die Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft resultieren zumeist aus Prozessen der Gruppenarbeit. Es liegt auf der Hand, dass dieses Modell vorzüglich dazu geeignet ist, Menschen unterschiedlicher Herkunft zu integrieren. Diversität ist im Betrieb der Universitäten keine Hypothek, sondern eine reiche Quelle intellektueller Kreativität.

Natürlich kann es zu Konflikten kommen. Die scharfe Konkurrenz um knappe Stellen bedroht das Zusammenarbeiten gerade auf der Ebene junger Wissenschaftler. Konformitätseffekte globaler Anpassungsprozesse wirken sich negativ auf die Originalität aus. Wissenschaftliche Streitigkeiten sind auch von Selbstsucht, Ehrgeiz und Irrationalität gesteuert. Machtbewusstsein und institutionelle Arroganz blockieren Innovationen. Debatten und Streitigkeiten können in Universitäten ebenso ausarten wie in anderen Räumen der Gesellschaft. Nicht immer gelingt es, die Grundformen wissenschaftlicher

Diskussionskultur hinreichend zu schützen. Aber die Universität zeigt gerade in schwierigen Perioden erfolgreich, dass sie tauglich ist zum Vorbild für eine Gesellschaft, die Kohäsion anstrebt und Vielfalt bewältigen muss.

Anders als im Programm Humboldts vermittelt diese Form einer zeitgemäßen Universität spezifische Varianten gesellschaftlicher Erfahrung, die durch Lernen, Lehren und Forschen transportiert werden. Interaktion und Interessenausgleich, Miteinander und Streit, Verständigung und Erklärung, Konkurrenz und Solidarität bilden die durchaus widerspruchsvollen Grundmuster einer kommunikativ definierten Akademia, die in den heutigen Universitäten vermittelt wird.

Universitäten sind, sofern sie gut funktionieren, Modelle gelungener Integration. Sie zeigen, dass es richtig ist, wenn Menschen aus unterschiedlichsten Herkunftsländern zusammenkommen und sich derselben Sache widmen. Sie demonstrieren, dass Toleranz eine Haltung der Wissenschaft und des sozialen Zusammenlebens gleichermaßen ist. Sie sind offen für neue Ideen und kritischwiderständig gegenüber jenen, die Freiheiten einschränken wollen. Sie leben aus der Kraft des Heterogenen, im Blick auf Menschen, Methoden und Denkhaltungen. Sie bilden Modelle für ein Miteinander, das durch kommunikative Rationalität geprägt ist. Und sie helfen dabei, Gegensätze produktiv zu machen, weil sie aus ihrer Geschichte wissen, dass das Richtige nicht durch das Verfolgen der immergleichen Richtung entsteht. Das ist nicht wenig - und durchaus eine Idee der Universität, die auch im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Vorbildfunktion nachhaltige Förderung verdient